

**Bericht über das Privatissimum mit Dr. Christian Dries am *Philosophicum Lech* 2023 von
Isabella Lazar**

Wir Unsinnunterbrechungstechniker und Erschütterungskünstler

„Was dürfen wir von der Philosophie erhoffen?“ – Diese Frage diente als Auftakt unseres Privatissimums mit Herrn Christian Dries, der sich uns Stipendiaten als Denker vorstellte, dessen Kerngeschäft methodologisch und thematisch sowohl die Philosophie als auch die Soziologie darstellt. Um unsere Diskussion nicht im „luftleeren“ Raum zu eröffnen, wurden uns von Herrn Dries einführende Fragen und ausgewählte Texte, wie von Günther Anders, Donna Haraway und Th. W. Adorno bereitgestellt. Diese sollten uns dazu dienen, tiefer über die Fragen nachzudenken, wie sich die Philosophie einerseits in der Krisenzeit versteht bzw. verstanden hat, andererseits, was die Philosophie angesichts unserer gegenwärtigen krisenbehafteten politischen, sozialen und persönlichen Lage zu leisten vermag, sofern sie tatsächlich etwas zur Veränderung der Welt beitrüge.

Angeregt von unserer persönlichen Textlektüre, den aufbrausenden Gesprächen während der ganztägigen Veranstaltungen des *Philosophicum Lech* als auch den im privatimem Kreis abgehaltenen nächtlichen Symposien in unseren Pensionen, wurde zunächst vorsichtig der Vorschlag geäußert, einen Rückblick in die Geschichte zu unternehmen und sich die Gedanken der Philosophen des vorherigen Krisenjahrhunderts anzusehen, wie sie auf die Probleme ihrer damaligen Zeit reagierten und antworteten. Nach dem Gedanken eines Mitstipendiaten müssen wir Philosophinnen und Philosophen uns dabei von der „Fetischisierung“ der „großen Namen“ lösen und uns darauf zurückbesinnen, dass die Philosophie doch vielmehr einen Weg der Erkenntnis darstelle und zudem als eine Haltung verstanden werden sollte. Philosophie dürfe nicht zur reinen Gedankengymnastik verkommen. Herr Dries steuerte bei, dass Philosophie *praxis* bedeutete, aber nicht zu einem praktisch verwertbaren Ziel führen müsse. Daraufhin warf eine Stipendiatin in den Raum, dass die Philosophie – vor allem in Anbetracht unserer krisenlastigen Zeit – als Lebenshelferin und Leidensverminderin dienen und uns dabei helfen sollte, die individuelle Bürde der *conditio humana* zu ertragen und andere dazu zu ermutigen, es uns gleichzutun. Dazu meldete sich ihre Kollegin zu Wort und versuchte sich eines anderen Weges: Philosophie schaffe eine Distanz zur Welt, durch welche wir über die Welt nachdenken können: Erst durch Begriffe können wir die Welt verstehen – Philosophie sei diesem Zugang nach eine „Arbeit an Begriffen“. Erst durch die Definition der Hoffnung zum Beispiel geben wir der Hoffnung einen Zweck; die Bestimmung eines Begriffes würde somit seinen Telos bestimmen, sodass wir zunächst unsere Begriffe klären müssten, um uns über politische und soziale Themen Gedanken zu machen. Herr

Dries setzte ein, dass, wenn wir keine Begriffe hätten, wir nichts aussagen könnten; dennoch müssten jene Begriffe in einem Zusammenhang zur Welt stehen, sonst wäre die Philosophie ein witzloses Unterfangen. Die Philosophie habe nach Herrn Dries einen Hang zur Selbstüberschätzung; man müsse daher aufpassen, dass man als Philosoph selbst nicht zur Witzfigur wird – wir sahen in die Runde. Die Philosophie bedürfe daher der Empirie, auf der sie aufbauen muss – sie dürfe sich der Wirklichkeit nicht verschließen und müsse interdisziplinär denken. Ein Student pflichtete sofort bei, dass, wenn sich die Philosophie zurückzöge, sie den Raum *anderen* überlasse. Philosophen besäßen zumindest die intellektuelle Kraft, durch die Praxis der Philosophie Diskussionsräume zu schaffen und so auf die Öffentlichkeit zu wirken, wie es zum Beispiel das *Philosophicum Lech* täte. Dennoch wäre es gefährlich, wenn man annähme, dass sie stets auf den „letzten Schrei“ reagieren müsse: Wenn sich der Mensch von der Philosophie stets Antworten erwarte, dann liefe sie Gefahr, narkotisierende „Strickmuster“ zu entwickeln. Diesem Szenario entgegnete ein engagierter junger Stipendiat vehement: Die Philosophie sei doch, wenn wir sie nach antiken Denkern wie Aristoteles verstünden, ein reines Streben nach Erkenntnis um ihrer selbst willen, sodass daraus folgen muss, dass die Philosophie allein für sich ohne jeglichen Nutzen betriebene Metaphysik ist. Ein Philosoph taue daher nicht als Kritiker, gar als Seelsorger; er habe als solcher überhaupt kein Interesse an Kritik, sodass wir Menschen von der Philosophie nichts zu verlangen haben dürfen und sie uns dementsprechend auch gar nichts zu leisten habe.

„Was dürfen wir von der Philosophie erhoffen?“ Die Antworten auf diese ungeheure Frage waren vielfältig. Aufgrund der geistesgeschichtlichen Zäsur des Zweiten Weltkrieges können und dürfen wir ja nicht mehr „groß“, das heißt, systematisch denken, um diese Frage zu beantworten, so ein Mitstudent. Wir sollten es vielleicht mit einer „Philosophie der kleinen Form“ versuchen, oder uns gar auf die Anfänge der Philosophie zurückbesinnen, dann verstünden wir vielleicht, dass die Philosophie seit Sokrates immer in der Aporie enden müsse. Demnach müssten wir Philosophen heutzutage vielleicht als Unsinnunterbrechungstechniker auftreten und so professionelle Erschütterungskünstler werden, um das sokratische Credo der Begriffsstutzigkeit, welches das philosophische Unterfangen schon seit ihren Anfängen begleitet und sich bestenfalls in einer produktiven Irritation und Verunsicherung äußert, einlösen.

Diese lebendigen Gedanken des Privatissimums wurden gewiss nicht begraben. Ob wir den Philosophen als reinen Erkenntnistheoretiker oder als fruchtbaren Gesellschaftskritiker denken wollen, wurde im Laufe der nächsten Tage und Nächte intensiv weiter besprochen.